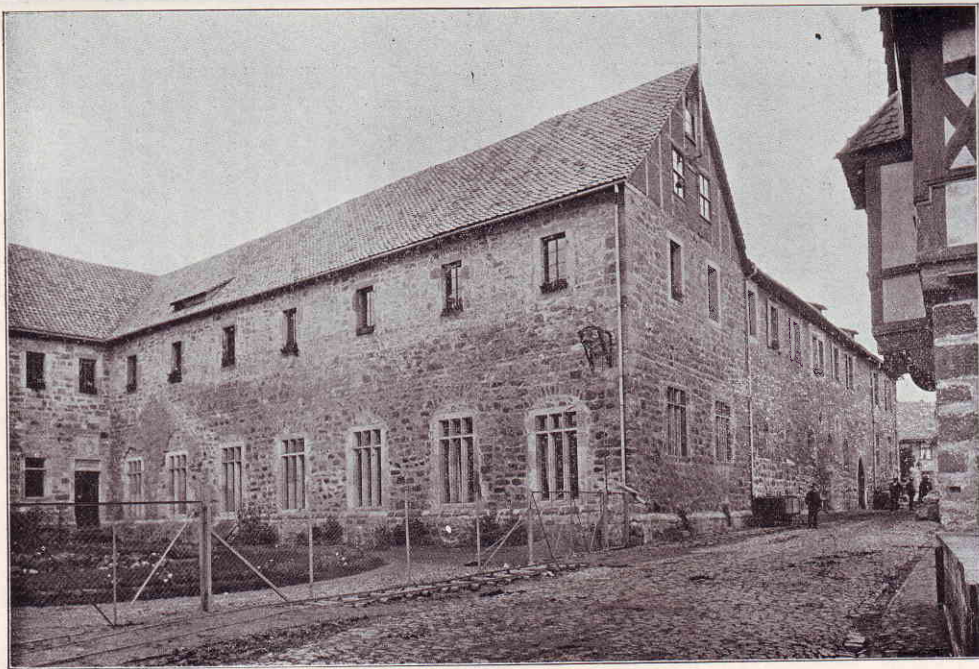




Anstaltsgebäude.

IV. Allgemeines und Kolonialwirtschaftliches.

Die Beamten- und Arbeiterfrage in unseren Kolonien

von

Professor Dr. F. Wohltmann,

Geheimer Reg.-Rat, Bonn.

Natur, Kapital und Arbeit schaffen die Werte, so lautet die Lehre der Nationalökonomie seit über 100 Jahren. Diese Lehre hat jedoch eine bedenkliche Lücke. Es fehlt in ihr ein sehr gewichtiger vierter Faktor, ohne den die drei andern leider häufig erfolglos sein können. Das ist die Intelligenz! Nur zu oft haben wir schon hier bei uns die Erfahrung machen können, daß die Wertschaffung hapert oder gar vollständig versagt, wo die führende Intelligenz fehlt. Und noch deutlicher ist das zu erkennen in unentwickelten Ländern und in unsern Kolonien, wo **alles** auf die leitende Persönlichkeit ankommt.

Manche verfehlte Anlage ist daselbst fast ausschließlich auf mangelnde Intelligenz zurückzuführen, sei es, daß Grund und Boden oder die Lage des Unternehmens unglücklich, d. h. verständnislos ausgewählt wurden, sei es auch, daß schlechte Arbeit obendrein schlecht geleitet wurde.

Der letztere Mißgriff ist leider häufiger zu verzeichnen und daher sind Betrachtungen über die Art der in unsern Kolonien geleisteten Arbeit und die Arbeiterfrage in denselben wohl am Platze. Intelligente und systematische und emsige Arbeit bilden die Grundlage des Erfolges unserer kolonialen Unternehmungen; wo diese absolute Bedingung des Erfolges fehlt, da darf man sich nicht wundern, wenn ein Unternehmen fehlschlägt.

Wo und wie wir in unsern Kolonien Pflanzungen betreiben können, wissen wir heute nachgerade, aber ob die Arbeitsleistungen sowohl der weißen Angestellten, wie der schwarzen oder gelben Arbeiter genügen und den Anforderungen entsprechen, welche die neuen ungewohnten Verhältnisse mit sich bringen, ob diese Arbeitsleistungen schließlich auch nicht zu teuer sind für ein vorliegendes Unternehmen, das ist vielfach noch eine offene Frage.

Die tropischen Bodenerzeugnisse der bewährten Betriebe alter Kolonien werden im allgemeinen von einem tüchtigen eingeschulten Arbeiterstamm und nach bewährten, den Verhältnissen angepassten Methoden von eingelernten Beamten gezogen. Eingelernte Beamte, geschulte und billige Arbeiter sind daher in Java, Sumatra, Ceylon, Trinidad u. s. w. in erster Linie die Basis der heutigen Erfolge.

Wie steht es damit in unseren Kolonien? Zunächst wie steht es mit der Arbeit der Schwarzen?

Ohne Neger- oder Kuli- oder Malaien-Arbeit können wir bekanntlich in unsern Kolonien keine Pflanzungen betreiben. Diese Arbeitskraft muß daher jederzeit sicher und genügend vorhanden und darf fernerhin nicht zu theuer sein. Leider treffen diese Bedingungen nicht überall und nicht immer zu, am meisten noch in Deutsch-Ostafrika und in Togo. Neuguinea jedoch, Samoa und Kamerun entbehren zur Zeit noch einer genügenden Zahl und Billigkeit der Arbeitskräfte. Es ist daher neuerdings die Frage aufgeworfen, ob diese Verhältnisse nicht durch Zwangsmaßnahmen gebessert werden können. Daß eine Besserung herbeigeführt werden muß, darüber kann nirgends in Sachverständigen-Kreisen ein Zweifel mehr herrschen. Es handelt sich hier um die Rentabilität unserer Pflanzungsbetriebe und damit um die Entwicklung unserer Kolonien!

In früheren Zeiten und auch jetzt noch bei Völkern, die nicht auf der Höhe unserer Kultur stehen, wurde die Kultur und der Fortschritt der Entwicklung bedingt durch ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis des Arbeiters vom Arbeitgeber oder besser vom Besitzenden, sei es durch das der Sklaverei, der Hörigkeit, der Leibeigenschaft oder das der Frohndienste. Alle vier sind Systeme der Kulturentwicklung und **als solche** keineswegs als grausam anzusprechen. Grausam und damit auch kulturfeindlich wurden diese Systeme nur, wenn sie mißbraucht wurden. Und da das leider häufiger der Fall war, so über sah man ihre innere Bedeutung und damit auch den Grad ihrer zeitlichen Unentbehrlichkeit (z. B. bei Kriegsgefangenen) und that sie in Verruf. Ein kultiviertes Volk kann solche Institutionen heute entbehren, keineswegs jedoch andere Zwangsverhältnisse, die von dem Einen oder Anderen nicht minder hart und drückend empfunden wurden, wie einst die Hörigkeitsverhältnisse und Frohndienste von den davon Betroffenen. Aber die modernen Zwangsverhältnisse tragen heute einen unverfänglicheren Namen und haben einen anderen Ursprung. Wir bezeichnen sie als **Pflichten**, wie Militärpflicht, Steuerpflicht, Schulpflicht, Dienstpflicht (Innehaltung der Arbeitsstunden), gesellschaftliche Pflicht u. dergl. Daß alle diese modernen Pflichten gern getragen werden, wird niemand behaupten wollen, sie beengen die persönliche Freiheit; sie sind aber unentbehrlich und daher fügt sich der Bürger in seinem Pflichtbewußtsein. Es sind Bürger- und Kulturpflichten.

Gegenüber dieser stetigen Zunahme von Pflichten der weißen Masse führt nun der männliche Eingeborene in unseren Kolonien ein gottbegnadetes und paradiesisches Leben, und zwar alle Männer, wenn die Last der Hausklaverei aufgehoben ist. Für den Haushalt und gemeiniglich auch für das Feld sorgen die Frauen, die Männer gestalten sich das Leben so frei und angenehm, wie nur möglich.

Nur wenn Seuchen und Hungersnöte ein Volk überkommen, empfinden auch die Männer die Leiden und Sorgen des Lebens.

Sonst feiert der Mann und er freut sich bei Jagd, Fischerei und im Nichtsthun ungestört seines Daseins, weil ihm keine oder nur selten Pflichten auferlegt werden. Und werden ihm einmal Pflichten des Wegebaues, des Lastentragens oder dergl. auferlegt, so verrichtet er sie äußerst ungern.

Es liegt auf der Hand, daß das reiche Maß von Pflichten und Arbeit des weißen Beamten in den Kolonien auf der einen Seite und eine arbeits- und pflichtlose Freiheit des Negers auf der anderen Seite in grellem Widerspruch zu einander stehen. Derselbe muß zu ersten Betrachtungen anregen, schon aus rein menschlichen Gründen, insbesondere aber auch, wenn man die Entwicklung unserer Kolonien als den Zweck ihrer Erwerbung gesonnen ist anzusehen. Dazu haben wir doch schwerlich unsere Kolonien in Besitz genommen, um den Eingeborenen ein freies, bequemes Schlaraffenleben zu gewährleisten, ihm die Annehmlichkeiten des Kulturlebens zu präsentieren, ihn vor Seuchen zu schützen, ihn in Hungersnoth zu ernähren, ihn ohne Gegenleistung zu regieren, den Frieden im Lande aufrecht zu erhalten, während wir uns in Arbeit plagen, durch Fieber unsere Gesundheit untergraben und Leben und Gesundheit auf's Spiel setzen!

Ich meine, es ist daher an der Zeit, ernstlich zu erwägen, welche Gegenleistung der Eingeborene uns zu machen hat für alles das, was wir ihm bringen. Und dabei wäre das, was wir am meisten für die Entwicklung unserer Kolonien, insbesondere unserer Pflanzungen, benötigen, billige und sichere Arbeitsleistung in erster Linie zu berücksichtigen, und um so mehr, als die Arbeitsleistung auch ein erzieherisches Moment in sich birgt, den Schwarzen im Laufe der Zeit zum Nachdenken anregt und mit der Kultur in innigere Berührung bringt.

Ich würde auch keinerlei Bedenken tragen, wenn die Regierung Bestimmungen über die Höhe der Lohnsätze erlasse. Die Löhne, welche eben in Kamerun gezahlt werden, sind immer noch viel zu hoch, als daß die Pflanzungen daselbst konkurrieren könnten mit den gleichen in Java, Sumatra, Venezuela, Ecuador zc. Vielleicht wird man es mit Entrüstung zurückweisen, wenn ich derartige Maßnahmen absichtlich hier empfehle. Ich möchte jedoch dem gegenüberstellen, daß bei uns inmitten der Kultur gleichfalls mehrfache Lohnbestimmungen vorliegen, an denen Niemand Anstoß nimmt, außer vielleicht der, welcher denselben unterworfen ist, z. B. die Dienstmannstaxe, die Taxe der Droschkenfutscher, die gerichtlichen Zeugengebühren und dergleichen mehr! Prinzipielle Bedenken gegen eine amtliche Feststellung des Lohnes können daher nicht vorliegen; ob sie einzuführen ist, kann daher ausschließlich den praktischen Bedürfnissen und Erwägungen überlassen bleiben.

Auf mich hat es stets einen sehr beklemmenden Eindruck gemacht, wenn ein Schwarzer bei seiner langsamen oft recht unbeholfenen Arbeit, bei seiner vollständigen Bedürfnislosigkeit außer

Unterkunft, Verpflegung, freier ärztlicher Behandlung, alltäglich 50—75 Pfg. ja sogar 1 Mark und mehr Tagelohn erhielt, während bei uns der Tagelöhner auf dem Lande sich noch vor wenigen Jahren im Osten mit 1 Mark bis 1 Mark 25 Pfg. begnügen mußte, und davon sich selbst und seine Familie ernähren, kleiden und mit allem, was zum Leben nötig war, versehen mußte. Dazu steht der Lohn des Negers in einem die Entrüstung geradezu herausfordernden Verhältnis!

Würde der Schwarze auf derselben Kulturstufe stehen, wie wir, so würde niemand etwas darin finden, ihm dieselben Pflichten aufzuerlegen, die wir tragen müssen. Es hat ja auch niemanden befremdet, als Preußen oder Deutschland Länder sich einverleibten und deren Bewohner zu allen Lasten und Pflichten heranzogen. Da nun aber der Schwarze auf einer sehr viel tieferen Stufe steht, und, wenn auch mit kindlicher Auffassung begabt, jedoch nicht geradezu als schwaches, hilfloses Kind zu betrachten ist, so soll er mit seinen gefunden und kräftigen Armen und Beinen frei ausgehen? Das wäre falsche Humanität und noch viel falschere Politik! (Vergl. auch S. 6 Bem. des Herausgebers!)

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelmaßnahmen einzugehen, welche in humaner und gerechter Weise Wandel schaffen können. Das wird auch nicht generell, sondern von Kolonie zu Kolonie und von Stamm zu Stamm möglich sein. Jedenfalls aber liegt für uns das Recht und die Verpflichtung vor, die Eingeborenen unserer Kolonien zu stärkerer Beteiligung an unseren Kulturarbeiten heranzuziehen und ihnen Pflichten aufzuerlegen, welche sie zur Arbeitsföhren. Ohne die Aufzuerlegung von Pflichten werden wir die Schwarzen auch nie erziehen und kultivieren können. Von allen Pflichten ist aber die der Arbeit die wirkungsvollste von jeher gewesen, sie erzieht den Menschen, sie erzieht die Völker. Sie hat den heutigen Kulturzustand begründet. **Ohne Arbeitspflicht ist eine Entwicklung der Kultur und der Kulturgeschichte nicht möglich!**

Soviel über die Negerarbeit!

Auch die Arbeit unserer Angestellten und Beamten in den Kolonien läßt leider vielfach noch sehr zu wünschen übrig. Viele trübe Erfahrungen sind damit gemacht worden, sowohl mit den Ober-, wie mit den Unterbeamten, wie mit den sonstigen weißen Angestellten, so trübe Erfahrungen leider zuweilen, daß manchem hier fast die Lust vergeht, an der Arbeit da draußen auch mitzuwirken.

Worauf ist das zurückzuführen? Viel ist gesündigt worden auf Grund mangelnder Kenntnisse — und das ist am ehesten zu verzeihen. Hierauf mußten wir vorbereitet sein; denn es ist nicht zu verlangen, daß ein junger Mann sich drüben ohne jede Vorbereitung leicht in die neuen Verhältnisse hineinfindet und

sich denselben ohne Weiteres gewachsen erweist. Den Oberpflanzern fehlten vielfach die Erfahrungen, den Unterpflanzern außer den Erfahrungen auch häufig das Nachdenken und der gute Wille. So hat sich Mancher, der hoffnungsvoll in die Kolonien hinausgesandt wurde, alsbald als unbrauchbar erwiesen. Erst im Laufe der Zeit, wenn die Methoden der Behandlung der Pflanzungen und der Ernten sicher erprobt und festgestellt sein werden, wenn ein tüchtiger Beamten-Stamm herangezogen ist, werden diese Mißstände beseitigt sein. Und wir dürfen hoffen, daß dieser Zeitpunkt zum Glück nummehr bald erreicht sein wird.

Schwieriger wird es sein, jederzeit tüchtige Beamte zu finden, die auch durch ihren Charakter befähigt sind, gern und stets allen an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Es ist hier fast ein Ding der Unmöglichkeit vorauszusagen, wie Jemand drüben auf sich selbst gestellt, sich entwickeln und bethätigen wird. Ich habe Persönlichkeiten gekannt und für drüben empfohlen, auf die ich hätte schwören können, und doch, kaum drüben, versagten dieselben vollständig. Hier ist es zwar auch nicht immer leicht, brav und recht durchs Leben zu kommen. Aber wer hier einmal ins Schwanken gerät und droht, vom geraden Wege abzukommen, den halten schnell Eltern, Verwandte, Kameraden, Freunde und vor allem auch die Furcht vor der Oeffentlichkeit. Drüben fehlen diese Schutzengel fast gänzlich, und wenn dort jemand ins Straucheln kommt, und besitzt nicht die kräftige Nachwirkung einer guten Erziehung, nicht innern moralischen Halt und festen Charakter, dann kommt er aus dem Straucheln nicht wieder heraus und stürzt. Die menschlichen Schwachheiten, die Laster des Trunkes und der Unzucht, demoralisieren draußen weit schrecklicher, als bei uns hier; wer ihnen nicht widerstehen kann, wird ihr Opfer! Dazu kommt dann noch, daß in der That auch das Klima selbst den stärksten Charakter mitnimmt und leicht zu Extravaganzen, Wutausbrüchen und Grausamkeiten verleiten kann. Man wird draußen erregter, als es hier möglich ist. Daher sollten Leute, die zum Jähzorn neigen, ebensowenig nach draußen gesandt werden, wie solche, die sich vom Trunk und von der Unzucht beherrschen lassen. Nur die besten unseres Volkes sind im Stande, drüben ihren Mann zu stehen und sich zu bewähren. Zudem bedarf man gerade ihrer, weil die Männer da drüben nicht bloß die Pflicht haben, sich selbst vor Lastern zu bewahren und charaktervoll zu bleiben, es ist auch ihre hohe Aufgabe, die Eingeborenen erziehen zu helfen, sie zur Arbeit und Kultur anzulernen. Und da ist es nun eine alte Wahrheit: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu beherrschen und zu erziehen, ist auch nicht fähig, diese Kunst an andern zu üben, am wenigsten an den rohen Naturvölkern, die bald mit Milde und Liebe, bald mit Strenge und Härte, bald mit Nachsicht und Fürsorge, immer aber mit Geduld, mit Gerechtigkeit und mit Ueberlegenheit behandelt sein wollen.

Ich habe nur wenige drüben kennen gelernt, die es wirklich verstanden, die Schwarzen richtig anzufassen, sie zur Arbeit richtig anzulernen und ihre Arbeit gewinnbringend zu machen, ohne den Vorwurf der Grausamkeit oder Härte auf sich zu laden. Deshalb soll man auch nicht ohne Weiteres den Stab über einen Beamten brechen, welcher sich zu übermäßiger Strenge einmal hat hinreißen lassen. Es ist unendlich schwer für den Beamten einer schwarzen Arbeiter-Kolonie, bei der Aufsicht stets das Richtige zu treffen. Nur ein gestählter Charakter in einem gesunden Körper wird dazu im Stande sein! Hätten wir auf unsern Pflanzungen solche Männer stets gehabt, dann wären wohl niemals all jene Grausamkeiten in der Negerbehandlung möglich gewesen, die uns leider zuweilen haben entristen lassen.

Man spricht soviel vom Tropenkoller mit seinen unglückseligen Folgen. Ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß, wo er einsetzte, er nur selten draußen entstanden war; er war vielmehr in der Anlage mitgebracht, hatte sich aber hier in Deutschland bisher latent verhalten, und gelangte erst dann drüben zum Ausbruch, wenn er die Gelegenheit fand, sich zu entfalten, welche ihm hier in der Heimat nicht geboten war. Die Grund-Ursachen des Tropenkolleers liegen stets in schlechter oder verfehlter Erziehung, unvollkommener Charakterausbildung und sittlicher Unreife. Darum müssen wir bei der Auswahl der Beamten, welche wir in die Tropen entsenden, auf das Feinlichste gerade auf diese Momente achten. Nur dann wird Besserung eintreten! Darüber sind wir Gott sei Dank nachgerade hinaus, unsere Kolonien als Tummelplatz für ungerathene Söhne und zur Unterbringung derselben zu betrachten, aber es wird sich schwerlich ganz vermeiden lassen, daß solche mit unterlaufen; mögen sie dann stets nur bald als solche erkannt und gemieden werden!

Es wäre jedoch ein Unrecht an unsern Kolonien und an den besseren leistungsfähigen Elementen in unsern Kolonien, wenn ich diese Erörterungen mit so trüben Betrachtungen ausklingen ließe. Zum Ruhme unserer tüchtigen Elemente müssen wir bekennen, daß trotz aller schwierigen und trotz der neu zu erlernenden Verhältnisse in den 17 Jahren, welche wir jetzt Kolonien bewirtschaften, in der Hauptsache eifrig und fleißig gearbeitet worden ist und auch große Erfolge aufzuweisen sind. Wenn die Erfolge in unseren Pflanzungen größere hätten sein können, und wena sie hinter manchen Hoffnungen zurückgeblieben sind, so liegt das eben in jenen Verhältnissen, die ich hier versucht habe zu schildern, die wir mit in den Kauf nehmen mußten, und die wir erst im Laufe der Jahre günstiger zu gestalten vermögen.

Möge es den Schülern der Kolonialschule, auf die wir mit so viel Freude und Hoffnung blicken, vergönnt sein, sich draußen überall und stets zu bewähren, und die Lücke auszubessern, welche ich hier

gezeigt habe. Leicht ist der Versuch nicht, den sie sich gewählt haben, an Anfeindung wird es da draußen auch nicht fehlen, da heißt es den Kopf hochhalten, mit gutem Gewissen und eingedenk der hohen Aufgaben, die zu erfüllen sind, mit treuem Eifer **der Arbeit und nur der Arbeit** nachzugehen, dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben. Es hat noch nie ein Volk, noch nie ein Mann ein edles Ziel verfehlt, wenn es ehrlich, emsig und treu verfolgt wurde. Stets haben sie sich siegreich durchgerungen!

Bonn, den 12. Dezember 1901.

Ueber Läuseplage in einer Bananenpflanzung

von Professor Dr. Fesca.

Von der Redaktion der „Deutschen landwirtschaftlichen Presse“ wurden der deutschen Kolonialschule Blätter einer Bananenpflanzung in Malline (Egypten) zugesandt, welche durch Blattläuse vollständig zerstört sein soll.

Aus den brieflichen Mittheilungen des Einsenders Herrn C. Bogdadli ist zu entnehmen, daß es sich um eine ältere bis dahin gut tragende Pflanzung handelt, welche im vorigen Jahre zuerst unter der Läuseplage zu leiden hatte. Man schreibt die Erkrankung einer Vernachlässigung der Kultur zu, aber trotz sorgfältiger Bearbeitung und Düngung lieferten die Bananen im letzten Jahre fast gar keine Früchte, und es mußte die Pflanzung niedergehauen werden. Den hierdurch erwachsenen Schaden schätzt Herr Bogdadli auf ungefähr 8000 M. und bittet um Aufklärung über die Krankheit.

Die eingesandten Bananenblätter gelangten in stark angefaultem Zustande, in meine Hände, und es ließ sich irgend eine durch pflanzliche oder tierische Parasiten hervorgerufene Krankheit nicht feststellen, jedoch waren die Blätter klein und jedenfalls von verkümmerten Pflanzen erzeugt. Es dürfte daher die Läuseplage wahrscheinlich die Krankheit sein, an welcher die Pflanzen litten, wie dies auch der Herr Bogdadli vermutet.

Zur Bekämpfung der Blattläuse hat man verschiedene Mittel mit mehr oder weniger Erfolg angewandt. Man hat die Läuse durch Besprengen der Pflanzen mit chemischen Mitteln zu vernichten gesucht, oder man hat tierische Feinde, welche die Läuse vernichten, an die Pflanzen gebracht.

An die chemischen Mittel muß man die Anforderung stellen, daß dieselben die Läuse und deren Eier vernichten, den Blättern,